

Verwandlungen im Druckgewerbe

*Zeitzeugenbericht über dessen Veränderungen in der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren
1950 bis 1990 – mitgeteilt auf der IADM—Tagung 2013 in Bischofszell (Schweiz)
von Peter Neumann*

Vor fast siebzig Jahren, genau am 1. Oktober 1945 habe ich nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, aber ohne abgeschlossene Schulzeit, mehr aus Verlegenheit denn aus Absicht, eine Lehre als Schriftsetzer begonnen. Diesem Ausweg bin ich treu geblieben und ein Berufsleben lang in Druckereien und Verlagen tätig gewesen, ehe ich im März 1991 in den Ruhestand entlassen wurde. In sechs Städten des westlichen Teils der Bundesrepublik habe ich mal als Auftragnehmer, mal als Auftraggeber die Entwicklung der Druckindustrie miterlebt. Die Gebäude meiner zeitweiligen Arbeitsplätze in fünf Druckbetrieben existieren nicht mehr, auch wenn zwei der Firmen stark verkleinert an anderer Stelle weiterleben. Vorerst. Nicht nur ein Verfahrenswechsel in der Satz- und Drucktechnik hat solche Verluste bewirkt. Zugleich haben sich auch traditionelle Arbeitsweisen und gewohnte Arbeitsfelder entscheidend geändert. Noch ist dieser Prozess nicht abgeschlossen. Vielleicht machen die von mir skizzierten Einzelbeispiele diese Revolution in einem veränderten Umfeld sichtbarer und verständlicher als allgemeine Betrachtungen und Statistiken.

Mein Lehrbetrieb war eine in der Universitätsstadt Göttingen beheimatete wissenschaftliche Werkdruckerei, die seit 1771 für die Hochschule tätig und mit eigenen Verlagserzeugnissen wie Musenalmanache und Taschenkalender weit über ihren Standort hinaus berühmt gewesen. Schon der Sohn des Gründers hob um 1830 die ursprüngliche Einheit von Verlag, Druckerei und Buchhandlung auf, als er diese Bereiche getrennt an andere Inhaber verkaufte, die sie jeweils unter dem alten Namen fortführten. Der Nachkomme in der dritten Generation der neuen Druckereibesitzer fiel im Ersten Weltkrieg und deshalb blieb die Leitung der Lohndruckerei mit über 30 Mitarbeitern seit den zwanziger Jahren in den Händen eines Geschäftsführers, der weniger an Investitionen, eher an positiven Bilanzen für die Eigentümer interessiert war. Das aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammende Fachwerkgebäude lag im Hinterhof eines unscheinbaren Vorderhauses an der innerstädtischen Hauptstraße. Treue Kunden waren Universität und Akademie der Wissenschaften mit ihren nach Kriegsende wiedererstehenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen geblieben. Hinzu kamen in die unzerstörte Stadt ausgewichene Behörden oder Firmen mit ihren Formularen, wie das Reichsbahn-Zentralamt aus dem geteilten Berlin oder die aus der sowjetischen Zone entwichene Gothaer Versicherungsgesellschaft - letztere aus dem Ort, aus dem zweihundert Jahre zuvor der Gründer der Druckerei gekommen war.

Für solche Aufgaben waren die Schriftsetzer geschult: beispielsweise dafür, die manchmal noch handschriftlichen Manuskripte von Gelehrten orthographisch korrekt und nach strengen Regeln in Schriftsatz umzuwandeln. Es machte wenig aus, dass die Ausrüstung der Setzerei rückständig war. Die für Werke in alten Sprachen wie Griechisch, Hieroglyphen oder Keilschriften benötigten Handsatzlettern waren abgesehen vom Kopf meist stark abgenutzt, oft erst nachträglich auf Normalhöhe abgeschliffen, also noch vor 1898 angeschafft. Für den mathematischen Satz musste man sich beim Bau der Formeln wegen des abgenutzten Blindmaterials hauchdünner Strohspäne bedienen, um die komplizierten Gebilde zu festigen. Der glatte Mengensatz wurde mit einer Linotype gefertigt statt mit der für solche Aufgaben besser geeigneten Monotype. So musste der Raum für Wörter mit fremden Schriftzeichen innerhalb einer gegossenen Zeile freigelassen werden, um die Leerstelle heraushacken und im Handsatz nachträglich ausfüllen zu können. Oft war das Blei zu weich, sodass unscharfe Schnittstellen entstanden. Denn das Altblei der Setzmaschine wurde im offenen Hinterhofschuppen von einem Hilfsarbeiter aufgekocht und flüssig unter Abschöpfung der Krätze in die Stangenform gegossen. Eine gleichmäßige Qualität der Legierung war so nicht gewährleistet. Wir Setzer mussten uns oft nach dem ersten Andruck an eine der Druckmaschinen älteren Jahrgangs begeben, um über die geschlossene Druckform gebeugt, abgenutzte oder gelockerte Lettern zu ersetzen. Solidität und Präzision sehen anders aus. Auch die für Formulare, für Familien- und Werbedrucksachen benötigten Schriften stammten ebenso wie die sie bergenden Regale größtenteils aus älterer Zeit, repräsentiert durch charakteristische Jugendstil-Schriften wie die Behrens-Antiqua. Nur zwei Regale aus den späten dreißiger Jahren fielen durch helles Holz auf. Sie bargen statt schmutzig dunkelgrauer Drucktypen strahlend silberne Glänzende, vornehmlich aus der Gießerei Klingspor. Die „Jessen-Schrift“ und die „Claudius“ von Rudolf Koch waren seit 1941 nicht mehr gültig. Bevorzugt wurden jetzt die „Candida“ von Jakob Erbar auf der Setzmaschine, die „Orpheus“ von Walter Tiemann im Akzidenzbereich. Der Betriebslei-

ter schätzte besonders die Bodoni. Eine gefällige, auf Unbeschwertheit bedachte Typographie wurde bevorzugt. Als ein Juwelier, der Schweizer Uhren führte und nach dortigem Vorbild eine konstruktivistische Gestaltung mit Grotteskschrift, Linien und Balken wünschte, wurde das als unpassend für solch filigrane Ware empfunden. Diese Arbeiten waren Domäne des Ersten Akzidenzsetzers, der innerhalb der respektierten Hierarchie zwar hinter dem tariflich besser bezahlten Maschinensetzer, doch ebenbürtig den Spezialisten für Fremdsprachen- und Formelsatz einen höheren Rang gegenüber der Schar gewöhnlicher Alt- und Junggehilfen beanspruchte – Einzelkämpfer waren sie allesamt. In jenen Jahren war noch kreative Typographie zu leisten, denn geschulte Gebrauchsgrafiker gab es in der Stadt kaum. Vermisst wurden die gewohnten Gestaltungsbeispiele in den Schriftgießerei-Beilagen der Fachzeitschriften, denn der 1946 erschienene „Druckspiegel“ beschränkte sich auf notwendige Nachrichten, erst als Magazin konnte er ab 1949 gelegentlich solche Muster für typographische Lösungen bieten, ehe später die von der Gewerkschaft gestützte Zeitschrift „Form und Technik“ folgte. Eine unzulängliche modernisierte Ausstattung gab es natürlich nicht überall, wo Betriebe den Krieg unbeschädigt überstanden hatten. Sie genügte beim spezifischen Werksatz mit geringen Auflagen, weniger für kunstgewerbliche Qualität in Schrift und Bild. Allgemein aber hatten handwerkliche Traditionen und ebenso die mittelständischen Familienbetriebe überleben können. In der von mir 1950 besuchten höheren Fachschule in München, der zur Graphischen Akademie aufgewerteten Meisterschule für Deutschlands Buchdrucker bestand die Hälfte meines Jahrgangs aus Prinzipalssöhnen, vorbestimmt, den väterlichen Betrieb weiterzuführen. Selbstverständlich war selbst bei größeren Unternehmen noch, dass die Söhne nach mittlerer Reife oder Abitur eine normale Lehre absolvierten, meist als Schriftsetzer natürlich, um anschließend als Ausbildungsberechtigung den Meistertitel zu erwerben. Schon die nächste Generation hat sich an Fachhochschulen oder Universitäten entweder zu Betriebswirten oder zu Ingenieuren ausbilden lassen, soweit sie nicht einen anderen Beruf nach eigener Wahl ergriffen. Längst waren aber vorher schon weniger handwerkliches Spezialwissen, sondern unternehmerisches Handeln gefragt, um im entstandenen freien Wettbewerb zu bestehen, den ein stürmisches Wachstum der einzelnen Märkte im Rahmen der Gesamtwirtschaft seit den fünfziger Jahren begünstigte.

Eine erste Anstellung als Betriebsassistent fand ich 1952 in einem Düsseldorfer Kleinbetrieb mit etwa 20 Mitarbeitern, vier Lehrlingen dazu. Hier hatte der Inhaber eines von den Russen demontierten Leipziger Großbetriebes neu anfangen können, weil er in den Kriegsjahren nach ersten Luftangriffen im Westen einem dort geschädigten Betrieb eine Linotype-Setzmaschine ausgeliehen hatte. Den Setzer dafür hatte er aus der Ostzone gleich mitgebracht. Ehemalige Lieferanten hatten für die Anschaffung der nach Format und System unterschiedlichen Schnellpressen, Automaten und Tiegel günstigen Kredit gewährt. Daher war ausreichende Flexibilität bei einem gemischten Produktionsprogramm mit kleinen und großen Auflagen vorhanden. Mit der abgeteilten Setzerei war die Produktion in der hohen Halle einer Hinterhof-Garage untergebracht, benachbart einem Trümmergrundstück. Der Chef besorgte die Aufträge. Er hatte neben zwei Wirtschaftsverbänden und einem Telefonbuchverlag als Kunden auch Buchverlage gewinnen können, die aus Leipzig in den Westen übergesiedelt waren. Hilfeleistungen geflüchteter Landsleute untereinander waren selbstverständlich. Förderlich war, dass ein Düsseldorfer Buchbinder sich auf industrielle Buchproduktion konzentrierte, denn ebenso wie im Werksatz macht sich der Ausfall des 1943 durch Bomben stark dezimierten, jetzt abgetrennten Buch-Zentrums Leipzig bemerkbar. Erst recht im Rheinland fehlten solche Kapazitäten. Der Bedarf wuchs in jenen Jahren stetig, die Preisgestaltung konnte noch großzügig gehandhabt werden, Zuverlässigkeit war wichtiger. Oft aber konnte die erforderliche Qualität nicht garantiert werden. So überzeugten die bei mehrfarbigen Prospekten verwendeten, aber noch neuen schnell trocknenden Farben nicht. Ich hatte eine Betriebsabrechnung einzuführen, den Verkehr mit Kunden und Lieferanten abzuwickeln, später mich auch um Aufträge zu kümmern, als der Chef für längere Zeit erkrankte. Die unsicheren Verhältnisse veranlassten mich aber, sehr bald zu einem unserer Kunden zu wechseln, einem örtlichen Zeitschriftenverlag. Dort und darauf bei einer Werbeagentur erlebte ich, wie Drucksachen-Gestaltung verstärkt von den Auftraggebern vorgegeben wurde, von Herstellern und Grafikern.

1956, im Jahr, das die Fünf-Tage-Woche mit 45 Stunden brachte, wurde ich im gleichen Ort Verkaufsleiter einer ehemaligen Zeitungsdruckerei, die nach Kriegsende keine Lizenz erhalten hatte. Der Betrieb mit 50 Mitarbeitern, beengt mitten in der Altstadt gelegen, war nach anfänglicher Herausgabe eigener literarischer Bücher jetzt erfolgreicher mit dem Druck ständig wachsender Fach- und Ver-

bandszeitschriften auf einer alten Rotationsmaschine der zwanziger Jahre. Als Spezialität nutzte man den Anilindruck, wie der Flexodruck damals genannt wurde, mit Hilfe eines für den Karbodruck angehängten Tiefdruckwerkes zum Druck von Totoscheinen. So war man jede Woche als bescheidener Gewinner am Glücksspiel beteiligt. Wir versuchten, das Verfahren auch für Werbezettel und Beilagen in höheren Auflagen anzubieten, fanden jedoch kaum Interessenten. Mir waren gewünschte Dienstleistungen zugewiesen worden, wie die Redaktion von Hauszeitschriften oder die Gestaltung von Werbeprospekten. Noch fehlten vielen Industrie- und Handelsfirmen oder deren Verbänden ausgebildete Journalisten und Layouter für die wichtig gewordene Selbstdarstellung und Öffentlichkeitsarbeit. Auf Dauer lohnte sich dieses Angebot, weil es als kostenloser Service angesehen wurde. Im technischen Bereich machte sich der Mangel an geeignetem Führungspersonal bemerkbar. Ich habe in drei Jahren drei Betriebsleiter erlebt, die zwar solides Fachwissen mitbrachten, aber bei Menschenführung und Organisation versagten. Denn industrielle Fertigung erforderte exakte Planung und umsichtige Arbeitsvorbereitung für die gleichmäßige Auslastung in allen Fertigungsstufen, auch eine strenge Kontrolle der Produktqualität.

Seit dem 1. Januar 1960 war ich als Herstellungsleiter in einem Hamburger Verlag tätig, der erfolgreich zwei Frauen-Illustrierte herausgab. Diese Objekte konnten dank stetig steigender Auflage und damit wachsender Werbeanzeigen ihren Umfang und die Ausstattung erweitern. Sie wurden im Tiefdruck hergestellt, durften gelegentlich mit farbigen Anzeigen von Markenfirmen rechnen, die dann Titelseite und redaktionelle Bilder ebenfalls in Farbe erlaubten. Im ersten Halbjahr 1960 aber wuchs schlagartig die Zahl der Farbanzeigen, die auch zunehmend Farbfotos der Redaktion ermöglichten. Die Druckereien mussten wegen der in diesem Verfahren aufwendigen Reproduktion und Formherstellung rasch zusätzliches Personal finden: Retuscheure durch umgeschulte Porzellanmaler aus dem Bayerischen Wald oder durch angeworbene Gastarbeiter aus Italien. Bestellt und aufgestellt werden mussten zusätzliche Druckwerke. Es gab deshalb Engpässe und ich musste quer durch die Bundesrepublik Tiefdruckereien aufsuchen, um die Übernahme einzelner Teile unserer Sonderhefte zu erbitten. Unsererseits hatten die Redaktionen und ihre Ateliers die termingerechte Lieferung der Unterlagen neu zu organisieren, weil für die Formherstellung mehr Zeit benötigt wurde und der Kosten wegen doppelbreiter Maschinen bedient werden mussten. Meine Abteilung musste ich personell aufstocken, weil uns die Korrekturen der Andruckbogen in der Itzehoer Druckerei viele Stunden bis in die Nächte hinein beanspruchten. Die diesen Zeitaufwand verursachenden Probleme kann ich nur andeuten: ungenügende fotografische Vorlagen und deren individuellen Interpretationen, manuelle Bearbeitung bei der Reproduktion und Druckformherstellung, umständlichen Zylinderkorrekturen. Wir Illustriertenverlage haben damals gemeinsam mit den Druckern eine Farbfibel erstellt, um die Anzeigenkunden unsere Wünsche nahezubringen. Viel hat das nicht gebracht. Erst im Laufe der siebziger Jahre verbesserte sich viel, weil exaktere Messtechniken und automatisierte Vorgänge, als Scanner und Gravur mehr Sicherheit gewährleisteten. Insgesamt prägten in den sechziger Jahren technische Fortschritte das Bild, unterstützt durch Wachstum der Umfänge und Auflagen. Es ermöglichte Arbeitszeitverkürzungen oder Lohnsteigerungen. So stiegen 1964 die Druckpreise um 3,7 Prozent, ein Jahr darauf um 4,5 Prozent. Das zog Sparzwänge bei nach sich, sei es, dass das Format um Millimeter verkleinert oder das Papiergewicht verringert wurde, sei es, dass Scanner die Bildkorrektur erleichterten oder halbautotypische Verfahren die Nachätzzeiten verkürzten.

Das Jahr 1968, das im Zeichen eines Kulturwandels stand, führte mich in die Druckereipraxis zurück. Eine grundsätzliche Verfahrensänderung kündigte sich an. Vorreiter waren wie oft die Tageszeitungen. Wegen rückläufiger Auflage und schwindender Anzeigenerlöse bei gleichzeitig steigenden Personalkosten versuchte ein Verleger in der holsteinischen Kreisstadt Itzehoe seine Tageszeitung durch kostengünstigeren Schreibratz und zukunftssträchtigen Rollenoffsetdruck zu retten. Sie erlaubten Texterfassung durch Frauen der ortsansässigen Zeitsoldaten und neben dem Druck der alltäglichen Zeitung die Herstellung von Rätselheften und Zeitschriften, Telefon- und Adressbüchern. Ich hatte als Technischer Leiter die ungestüm begonnene Umstellung in sichere Bahnen zu leiten. Als dritter Betrieb mit Rollenoffset in der Bundesrepublik bekamen wir jedoch zu spüren, dass beide Verfahren in der Praxis noch im Anfangsstadium steckten. Die Dauer einer Einübung der Setzer in eine vollständig andere Arbeitsweise mit dem ungewohnten Material Film war ebenso unterschätzt worden wie mögliche Störfälle bei den zwar preisgünstig eingekauften Mehrzweck-Maschinen vom Typ „ultra set 72“ aus der damaligen DDR, die trotz zuverlässiger Konstruktion erhebliche Materialfehler aufwiesen. Die am

IBM-Composer bei beschränkter Schriftauswahl im Blocksatz zweimal zu schreibende Zeile wurde zwar im Sommer 1968 durch ein automatisches System abgelöst, befriedigend aber fiel lediglich der Satz von Überschriften und Anzeigen mit der Diatype aus. Die meisten Schwierigkeiten bereitete die Film-Montage mit den unvermeidlichen Korrekturen, ausgeführt von noch ungeschickten Händen. Jetzt war beim Umbruch der einzelnen Seiten geplante Team-Arbeit unter Gleichberechtigten erforderlich, nachdem die Texterfassung von Hilfskräften vorgenommen wurde. Das Eignungs- und Anforderungsprofil des Schriftsetzers war plötzlich ein anderes geworden.

Bald forderten die Zeitschriften-Kunden auch Farbe. Deshalb musste eine für den gewählten Maschinentyp nicht vorgesehene Trockenvorrichtung zusätzlich installiert werden, wobei statt eines teureren Heißlufttrockners ein Gehäuse mit offenen Gasflammen gewählt wurde, geliefert von einer belgischen Textilmaschinenfabrik. Bei den Tageszeitungen war jedoch trotz der Konkurrenz des 1967 eingeführten Farbfernsehens die Notwendigkeit farbiger redaktioneller Bilder meist noch umstritten. Für die Anzeigen konnte das Inset-Verfahren des Tiefdrucks ein etwas umständlicher Ausweg sein. Ein von mir moderiertes, von 60 Teilnehmern besuchtes Fachgespräch im Mai 1970 bewies die Unentschiedenheit. Man war sich nur einig, dass zunächst die Reporter mit ihren Kameras für die Nutzung des Farbfilms geschult werden müssten. Wir Voreiligen haben jedenfalls viel improvisieren, lernen und ausprobieren müssen, dabei die Kosten falsch einschätzt. Noch mussten die Platten eingebraunt werden, erst spät wurde ein Entwicklungsgerät angeboten, den Papier- und Farbenfabriken dienten wir noch als Versuchslabor. Am Schluss verweigerte der Verleger weitere Aufwendungen, verkaufte Ende 1970 Zeitung und Druckerei an einen großen Illustriertenverlag, der an den Rätselheften interessiert war.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ein großes, alteingesessenes Druckhaus in Düsseldorf andere Probleme, als es mich im Frühsommer 1971 engagierte. Zunächst brauchte man mich als Gesprächspartner einer Pariser Tiefdruckerei, mit der man eine Kooperation eingegangen war, weil man eine dringend notwendige Kapitalbeteiligung erhoffte. Denn das über hundertjährige Druck- und Verlagshaus mit seinen 1.300 Mitarbeitern war überschuldet, sein hufeisenförmig an drei Straßen gelegene Quartier in bester Innenstadt-Lage nahe des Hauptbahnhofs längst an die Banken verpfändet. Die Buchdruckerei, hauptsächlich für die eigenen Verlage tätig, war in den Nachkriegsjahren durch Aufstellung einer Tiefdruckrotation ergänzt worden. Als Lieferant des Versandhauses Neckermann konnte man von dessen Wachstum zehren, andere Versender kamen hinzu. Dieses lukrative, jedoch saisonal begrenzte Geschäft hatte ein Hamburger Illustriertenverlag ausgeglichen, der ausfiel, nachdem er in Köln eine eigene Produktionsstätte für seine Druckobjekte aufgebaut hatte. Es entstanden Beschäftigungslücken, die schwer zu füllen waren, denn im Tiefdruck existierten bereits Überkapazitäten deutschlandweit. Das gewohnte Wachstum hatte Grenzen erreicht, Mitbewerber lahmten bereits, mussten wenig später aufgeben. Um für Modeseiten der Versandkataloge im Ausland neue Kunden zu gewinnen, war ich als Verkaufsdirektor ständig im Flugzeug unterwegs, in Nordfrankreich, in England oder Italien. Deutsche Qualität in diesem Druckverfahren, dass nur in der Bundesrepublik eine bevorzugte Position erreicht hatte, wurde überall geschätzt. Erfolge brauchten aber Zeit, die wir nicht besaßen.

Eine rationelle Produktion in dem riesigen, dazu verschachtelten, weil unorganisch entstandenen Gebäudekomplex war ebenso wenig zu erreichen wie eine Modernisierung in den Vorstufen, wo man an personalintensiven Arbeitsschritten festhielt. Die Parkplatznot der Belegschaft ließ sich nicht aufheben, Pläne einer Verlagerung und eines Neubaus scheiterten an fehlenden Geldgebern. Energischen Personalabbau traute man sich nicht, weil beschädigte Reputation den Verlust des Hauptkunden herbeiführen könnte. Schon anfangs hatte ich Sondervollmachten erhalten, den Fotosatz einzuführen, den Bogenoffsetdruck auszubauen, um den Hochdruck gänzlich zu ersetzen. Manches wurde reformiert, am Ende reichte es nicht. Es gelang mir noch, für die Abteilungen Buchbinderei sowie Buch- und Offsetdruck jeweils Käufer zu finden. Doch als im Herbst 1973 eine Papierknappheit eintrat und die Fabriken Barzahlung verlangten, war das Ende unvermeidbar. Eine Auffanggesellschaft für die 650 Mitarbeiter des Tiefdrucks wurde gebildet und im März 1974 mit dem in Mönchengladbach gelegenen Betrieb eines örtlichen Konkurrenten verschmolzen. Das Unternehmen TSB besteht noch heute. Der Restbetrieb mit der Setzerei ging zwei Monate später in Konkurs. Die betroffenen Mitarbeiter wurden weitgehend vom Arbeitsmarkt aufgesogen, gerade Setzer konnten auch in Verlagen oder Werbeagenturen oder ähnlichen Unternehmen unterkommen.

Meine nächste Aufgabe war, ab Sommer 1974 eine im Besitz des Bistums Trier befindliche ehemalige Tageszeitungs-Druckerei in Saarbrücken neu auszurichten. Sie hatte den Wegfall ihres zentralen Objektes überstehen können, weil sie zusätzlich mit Amtsblättern der heutigen Europäischen Union bedacht war, deren Amt für Amtliche Veröffentlichungen im nahen Luxemburg residierte. Der Betrieb war in einem erst fünf Jahre zuvor fertig gestellten repräsentativen Neubau mit großem Parkplatz am Rande des Stadtzentrums untergebracht, unweit der Stadtautobahn. Aufzubrechen war die einseitige Auftragsstruktur des noch 130 Mitarbeiter umfassenden Betriebes, um die Abhängigkeit von einem einzigen Kunden zu beenden. Gleichzeitig war in der auf Buch- und Zeitschriftenproduktion zugeschnittenen Setzerei der Fotosatz einzuführen, im Bogendruck der Buch- durch Offsetdruck zu ersetzen. Anknüpfend an eine frühere Phase des 1920 gegründeten Hauses habe ich erneut einen Buchverlag für Regionalliteratur und wissenschaftliche Reihen als notwendige Eigenproduktion aufgebaut. Das widersprach zwar der schon damals entstehenden Tendenz, Druckerei und Buchverlag konsequent zu trennen, erwies sich aber als gute Stütze. Gleichzeitig haben Mitarbeiter und ich entlang der Rheinschiene von Düsseldorf bis Karlsruhe mit sich Erfolg um Satz und Druck wissenschaftliche Werke und Fachzeitschriften beworben.

Die Einführung des Offsetdrucks verlief problemlos, des Preises wegen wählte ich zunächst die mir bekannte „ultra set 72“ aus Leipzig, die inzwischen besser ausgerüstet und für die überwiegend einfarbigen Aufträge ausreichte. Später wurden sie durch eine Miller-Zweifarbemaschine ergänzt. Beim Fotosatz ging die Umstellung schwieriger vonstatten, zumal manche Kunden erst überzeugt werden mussten, dass sie gleiche Qualität bei verändertem Korrekturenverlauf erhalten würden. Ausgerüstet war der Betrieb bisher mit einer Monotype-Anlage und einer gesteuerten Schnellsetzmaschine gewesen, bei denen die Texterfassung bereits durch weibliche Mitarbeiterinnen geschah. Gleich 1974 gab es einen Streik und eine versuchte Aussperrung bei den Verhandlungen um einen neuen Manteltarif, als Maschinensetzer durch Daten-Typistinnen ersetzt wurden. Zehn Jahre später sprach man statt von Schriftsetzern nur noch von Satzherstellern, jetzt heißen sie Mediengestalter.

Begonnen wurde 1975 mit einem Linotype-Fotosatzsystem. Die frühen Programme waren zunächst auf Zeitungssatz, nicht auf komplizierten, gar fremdsprachlichen Satz ausgerichtet. Entschieden haben wir uns für das MOPAS-Programm, gleichzeitig einen ausgebildeten Datenverarbeiter eingestellt, der die Anpassung an unsere Bedürfnisse vornahm. Ab 1988 wurde mit TECH, dann mit SGML und Frame Maker gearbeitet. Weil gleichzeitig die Auftraggeber begonnen hatten, den Text als Daten selbst zu liefern, mussten als Konsequenz die bisher mit der Erfassung beschäftigten weiblichen Hilfskräfte entlassen werden. Uns blieb die Verarbeitung, mit all den zeitraubenden Umständlichkeiten bei der Filmmontage und den Korrekturen mit Strippingfilm. Erst als um 1990 der Ganzseiten-Umbruch am Bildschirm möglich war, schienen alle Probleme überwunden. Doch wir dachten noch nicht daran, dass uns die alleinige Kompetenz für diese Arbeit genommen war. Im folgenden Jahrzehnt wurde es üblich, dass die Auftraggeber Text und Bild als Dateien für die sofortige Übertragung auf die Druckform lieferten. Ob die Entscheidung meines Nach-Nachfolgers, privater Eigner nunmehr, sich von der Vorstufe zu verabschieden, sich allein auf eine einzige Druckmaschine mit zehn Werken und die Distribution der Druckprodukte zu beschränken, richtig war, bleibt ungewiss..

In der Druckbranche verringerte sich zwischen 1972 und 1978 die Zahl der Beschäftigten um 35.000, vor allem durch Wachstumsschwund, noch nicht als Folge rechnergesteuerter Satztechnik. Zwischen den Jahren 2000 und 2012 aber sank die Zahl der Betriebe von 14.000 auf 9.500. Die Auswirkungen der veränderten Situation im Satz- und Reproduktionsbereich zeigten sich also erst im letzten Jahrzehnt. Das geht über einen immerwährenden Wandel hinaus, beweist vielmehr eine folgenreiche Verwandlung. Denn gebrochen wurde mit jahrhundertealten Traditionen, getrennt voneinander wurden zusammengehörige Fertigungsstufen, ausgegliedert sind praktisch die Satzstudios als ein Teil der Medienwelt und Werbewirtschaft. Das bedruckte Papier in seiner ganzen Vielfalt, der Umgang mit Papier und Farben, ob im Digitaldruck oder Offsetdruck, ob im Tiefdruck oder in Spezialverfahren, bleiben unverzichtbar. Bleisatz und Hochdruck werden als Kunsthandwerk für spezifische Arbeiten weiterleben. Für den heutigen Facharbeiter in der Druckindustrie sind jedoch nicht mehr das Wissen um Schrift oder Mechanik kennzeichnend, sondern Kenntnisse der Programmierung, Steuerung und Kontrolle automatisch ablaufender Vorgänge, dabei angewiesen auf Designer und IT-Techniker. Diese Rolle besitzt eine andere Qualität. Wieweit manche der herkömmlichen Dienstleistungen weiterhin angenommen werden, wird gegenwärtige Praxis zeigen. Noch ist viel im Fluss,, daher ist eine Prognose schwer möglich.

